

Teil 1

Von Roermond nach Dülken

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Mein Name ist Jo Hermans, ich bin geboren 1927 in Roermond geboren.

Pax Christi hat mich gebeten, heute Abend von meinen Erinnerungen an die Deportation von Jugendlichen und Männern am 30. Dezember 1944 zu erzählen. Ich war einer davon.

Obwohl ich es nicht gewohnt bin, Deutsch zu sprechen, habe ich gerne meine Zustimmung gegeben, auch deshalb weil ich bei Sprachproblemen auf die Hilfe von Herrn Hans Pongs rechnen kann, der hier neben mir sitzt. Ich habe meine Zusage auch gegeben, weil ich einer Vereinigung, die ihren Namen aus zwei so wunderschönen Worten (PAX CHRISTI) bildet, diese Bitte nicht ab-schlagen kann.

Extra für diesen Abend habe ich meine Erinnerungen zu Papier gebracht. Herr Pongs war so freundlich, diese in Ihre Sprache zu übersetzen.

Ich denke, dass die Anfänge der späteren Deportation sich im Oktober 1944 abzeichneten, dann nämlich als der Ortskommandant den Befehl gab, dass alle männlichen Einwohner von Roermond im Alter zwischen 16 und 60 Jahren sich zur Schanzarbeit melden mussten. Mit Schaufel und Brot hatte man am Vormittag zu er-scheinen. Man muss wissen, dass sich damals die englischen Truppen dem Westufer der Maas näherten.

Es folgten nur wenige diesem Befehl. Man wollte keine Gräben ausheben, die dazu dienen sollten, unsere so lang ersehnte Befreiung zu verhindern. In großer Zahl versteckten sich die Männer von Roermond. Man versteckte sich an den unglaublichsten Stellen, hinter Säcken, in Hohlräumen zwischen zwei Mauern, in Kellern etc. Mein Vater (44) und ich (17) haben eine Nacht unter Zementsäcken bei den Nachbarn verbracht. Wir konnten da keinen Schlaf finden und versteckten uns darnach in unserem Wohnzimmer unter dem Holzfußboden. Dort saßen und schliefen wir auf Matratzen, die auf Brettern gelegt waren. Das Essen bekamen wir von meiner Mutter durch einen Luke im Fußboden gereicht, wenn die kleineren Geschwister nicht da waren. (Wir waren eine Familie mit sechs Kindern, das jüngste war zwei Jahre alt.) Die Besatzer begannen nun damit, Razzien zu halten, dabei half ihnen die Anordnung, dass Tag und Nacht die Haustüren nicht verschlossen werden durften. Wir haben eine Kiste mit Steinen hinter die Haustür gestellt, so dass wir doch merken konnten, dass Fremde ins Haus kamen. So wurde es Weihnachten (1944). Mutter backte eine Torte mit Apfelmus, aber sie hatte keine Hefe. Es wurde eine zähe Scheibe, die sie nicht schneiden konnte. Schließlich wurde diese Torte mit einer Schere in Stücke geschnitten.

Ich habe Ihnen dies vorweg berichtet, um verständlich zu machen, dass wir durch zu wenig Bewegung in einem körperlich schlechten Zustand waren.

Ich denke, es war der 28. Dezember, als meine Schwester (15 Jahre) mit einem kopierten Blatt nach Hause kam. Sie hatte es auf der Straße von einer Mauer abgerissen. Darauf stand

der Befehl des Abschnittskommandanten, dass sich alle männlichen Personen zwischen 16 und 60 Jahren am 30. Dezember um 16 Uhr bei der Ortskommandantur melden mussten. Wer darnach noch angetroffen wurde, sollte unmittelbar erschossen werden. Um den Ernst der Lage deutlich zu machen hatte der Ortskommandant schon 13 Männer erschießen lassen. Dieser Bericht, von dem ich das Original noch immer besitze, traf uns wie ein Schlag. Ich wollte mich nicht melden, aber meine Mutter flehte mich unter Tränen an, es doch zu tun.

Die letzte Nacht in unserem Haus schliefen wir nicht mehr auf den Brettern unter dem Fußboden, sondern, wie wir es gewohnt waren, im Keller. Meine Mutter blieb auf, um aus kleinen Teppichen Rucksäcke zu nähen, einen für meinen Vater und einen für mich.

Der folgende Tag war schrecklich. Wir hatten Besteck, eine kleine Schüssel und Unterwäsche in unsere Rucksäcke gepackt, saßen im Zimmer und schauten durch die Fenster, die nicht kaputt waren, nach draußen. Mutter weinte ab und zu, wir nicht, Männer weinen nicht. Wir gingen erst um viertel vor vier, jedenfalls nicht zu früh. Ganz bis zur Ortskommandantur sind wir nicht gekommen. Wir trafen halber Wegs schon eine große Anzahl von Männern, die Angst hatten vor der Kugel, mit der gedroht war. Am Straßenrand standen Frauen und einige Männer, die einen Ausweis hatten. Unter diesen war auch mein Onkel Wiel aus Odilienberg, er war Mitglied des Roten Kreuz und besaß deshalb einen Ausweis. Der Weg war glatt von dem platt getretenen Schnee und es fiel noch eine einzelne Schneeflocke. Die Dämmerung setzte ein, als der Zug sich in Bewegung setzte.

Wir schlepten uns durch die Dunkelheit. Gesprochen wurde wenig, nur unser hoffnungsloses Gemurmel und das Scharren der Schuhe im Schnee war zu hören. Hinter uns war das Artilleriefeuer von der Front an der Maas immer weniger zu hören. Ich erinnere mich noch an einen kleinen Schlitten, der von einigen Jungen gezogen wurde. Auf dem Schlitten saß ihr Vater, der schon etwas älter war. Er war Rektor einer Grundschule. Er sollte den Rest seiner Familie und Roermond nie mehr wieder sehen.

Wir wussten nicht, wohin wir gingen. Ich wurde müde und, als wir einige Häuser am Wegesrand sahen, hoffte ich, dass wir das Ziel erreicht hatten. Aber jedes Mal ging es wieder weiter. Menschen sahen wir nicht, vielleicht weil es so kalt war oder weil sie evakuiert waren oder weil es schon tiefe Nacht war oder weil man uns um die Dörfer herumgeführt hat. Eine Ausnahme gab es: Ein Bauernhof auf der rechten Seite. Dort mussten Engel in Menschengestalt wohnen, diese hatten draußen vor ihrem Haus Eimer mit Wasser und Schöpfkellen auf Tische gestellt. Obwohl ich keinen Durst hatte, habe ich dort davon getrunken. Ich war müde, todmüde.

Auf einmal kam ein etwas älterer Soldat neben uns gelaufen. Er musste auch schleppen, denn er voll mit seiner Ausrüstung beladen. Er erzählte meinem Vater, dass er aus Bayern kam und dass er auch gerne nach Hause wollte. Mein Vater und er haben ein wenig miteinander gesprochen, aber das fand auch bald ein Ende, denn mein Vater war auch müde und war außer Atem.

Und so schlepten wir uns auf dem nicht enden wollenden dunklen Weg, bis der Marsch, Gott sei Dank, auf einmal stoppte auf einer offenen Fläche mit einem Erdwall rund herum: Die Radrennbahn in Dülken. Ich war froh, nicht mehr laufen zu müssen, obwohl ich in 20 cm

hohem Schnee stand und obwohl auf dem Wall ringsherum Maschinengewehre aufgestellt waren. Da standen wir nun und stampften in den Schnee, soweit wir noch Kraft in den Muskeln hatten. Ich sagte zu meinem Vater, dass ich mich gerne hinlegen würde. Er fand das keine gute Idee, ich hätte erfrieren können.

Am folgenden Morgen - es war Sonntag, der 31 Dezember - wurde-de es hell, und wir standen immer noch dort. Es wurde Mittag und wir standen immer noch dort. Ungefähr am Nachmittag kam der Befehl zum Abmarsch und wir liefen in Richtung der Stadt Dülken, wo ein Gebäude stand, in dem einmal eine Fabrik gewesen war. Alle 3000 passten wir dort hinein. Die Hallen waren vollkommen leer, keine Maschinen, keine Möbel. Wir ließen uns auf dem Fußboden nieder sitzend oder liegend und waren dankbar für diese Erholungspause. Wir zogen unsere Schuhe aus, um sie als Kopfkissen zu benutzen und zogen die Mäntel über uns und schliefen, bis wir ein leises Geräusch hörten. Es schien, dass die Wasserleitungsrohre durch die Wärme von 3000 Körpern aufgetaut waren. Bevor man die Wasserleitung schließen konnte, stand da eine Lache von kaltem Wasser, die ungefähr die Hälfte des Bodens bedeckte, wo die Menschen schliefen. Einige schliefen trotz der Nässe weiter.

Etwas später am Abend kam Luftalarm und das Licht wurde gelöscht. Gegen Mitternacht wurde in einer Ecke eine kleine Kerze angesteckt und man rief „Suppe!“. Man konnte sie riechen und es war wirklich so. Mit unseren kleinen Schüsseln zogen wir in die Nähe der Kerze und bekamen dort eine hellgrüne Suppe. Diese war nicht nur warm, sie schmeckte überdies auch noch herrlich. Später erfuhren wir, dass diese Suppe eigentlich bestimmt war für Truppen, die an der Ardennenoffensive teilnahmen, aber nicht dorthin gebracht werden konnte, die Ardennenoffensive war nämlich gescheitert.

Am folgenden Morgen haben wir die Fabrik verlassen und sind zu einem Bahnhof gelaufen, wo eine ganze Reihe von Güterwaggon auf uns wartete. Jemand, der in unserer Nähe lief, sagte:“ Frohes Neues Jahr!“ Ich dachte, dass das ein blöder Witz sei. Mein Vater dachte eben nach und sagte dann, dass es heute der 1. Januar war.

TEIL 2

Von Dülken mit dem Zug nach Wuppertal

Zwangsarbeit im Ausländerarbeiterlager Varresbeck

Nachdem wir in Gruppen eingeteilt worden waren, kletterten wir in die Güterwagen. Ich weiß nicht mehr, ob Sitzbänke darin standen. Ich denke doch. Die Tür wurde von außen zugeschoben bis auf einen Spalt von ungefähr 25 Zentimetern. Unterwegs blieben wir einige Male auf freier Strecke stehen. Man sagte wegen Tiefflieger, die es auf Lokomotiven abgesehen hatten. Unser Zug wurde nicht beschossen. Wir wussten nicht, wo wir uns befanden. Allerdings wussten wir, dass wir mit jeder Umdrehung der Räder weiter von zu Hause wegfuhrten. Wir bekamen mehr Klarheit über unsere Fahrt, als wir durch den Türspalt ein Schild mit der Aufschrift „Neuss“ vorbeihuschen sahen.

Einige Zeit später stoppte der Zug wieder auf offener Strecke. Auf unserer Seite des Zuges – es war die rechte – war kein Bahnsteig zu sehen. Wir mussten aussteigen und sahen ein Lager vor uns mit niedrigen Backsteinbaracken. Das war Varresbeck. Es kamen Zivilisten mit Hunden und Gewehren angelaufen. Ein ziemlich unheimlicher Anblick. An den Anblick von Soldaten mit Gewehren waren wir gewohnt, aber Zivilisten mit Gewehren, das machte mir Angst. Und mit Hunden dabei, als ob wir wie Wild gejagt werden sollten. Wir mussten uns vor dem Zug in Reihen zu fünf aufstellen und wurden in das Lager geführt. Gruppenweise bekamen wir Obdach in den Baracken. Diese hatten einen Steinfußboden, keine Heizung, keine Möbel, kein Wasser, keine Toilette. Wir konnten nichts anderes tun, als auf dem Steinfußboden sitzen und liegen, genauso so wie in der vergangenen Nacht in der Fabrik.

Ich denke, dass wir gerade schliefen, als Fliegeralarm kam. Nahe-zu gleichzeitig war das Krachen der einschlagenden Bomben zu hören. Zum Glück fielen die Bomben nicht auf unser Lager. Wir rannten zu einem Luftschutzraum, aber der war schon voll. Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns möglichst schnell auf den Boden zu werfen, in den Schnee.

Sehr bang war ich nicht. Es war zu interessant: all das Dröhnen und das Feuerwerk. Es war sogar beruhigend zu wissen, dass die Alliierten mit Erfolg dabei waren, die Kriegsmaschine weiter zu zerstören, so dass damit unsere Befreiung näher kommen musste. Vermutlich wurde damals das Bahngelände von Vohwinkel getroffen.

Es wurde wieder ruhig am Himmel, die Sirenen heulten erst Vor-entwarnung, dann Entwarnung.

Am folgenden Morgen in aller Frühe wurde in schlechtem Deutsch geschrien: “Aufstehen! Aufstehen, Kamaraadski. . . Butter und Wurst!“. Anscheinend waren es Russen in schwarzen Uniformen mit Mützen ohne Adler und Hakenkreuz. Wir mussten draußen in Fünferreihe antreten. Der erste der fünf bekam ein Brot, einen Klumpen Butter und eine Wurst. Während des Laufens musste das verteilt werden.

Wir gingen durch das Tor und liefen eine ganze Weile, bis wir auf dem Bahnhofplatz von Vohwinkel ankamen. Dort stand SA und wartete auf uns. Die ganze Masse von 3000 Männern wurde auf dem Platz in zwei Gruppen aufgestellt. Nach langem Warten musste die eine Gruppe ihr Gepäck auf den Boden legen und mit den SA-Männern mitgehen, um Schaufeln und Hacken zu holen. Sie wurden zum Bahnhofsgelände geführt. Als sie vorbeigingen, sah ich einige bekannte Menschen aus Roermond wie den Direktor der LTM (das war eine Gesellschaft, die Straßenbahnen und Omnibuslinien betrieb). Wir gehörten zu der glücklichen Hälfte, die nicht arbeiten musste – wahrscheinlich weil nicht genügend Schaufeln zur Verfügung standen. Wir blieben den ganzen Tag bis zum Abend dort stehen. Ich erinnere mich an einen kleinen SA-Mann mit einem dicken Bauch und einer lauten Stimme, der stolz rief: “Bei uns in Deutschland ist alles organisiert!“ Als ob wir keine Organisation kannten. Als die Arbeiter wieder auf dem Platz erschienen waren, ging es auf den Weg zurück nach Varresbeck. Wir kamen in der Dämmerung durch Stadtteile mit Herrenhäusern, vermutlich war es Sonnborn. Ich weiß noch, dass auf einmal ein kleiner Lieferwagen an unserer Marschkolonnie entlang nach vorne fuhr. Er stoppte und man konnte sehen, sich dass er mit dick belegten Butterbroten beladen war. Diese wurden durch die SA ausgeteilt. Eine besondere Erinnerung an

diesen abendlichen Marsch ist wohl, dass auf einmal jemand während des Marschierens zu singen begann und dass wir alle mitbrüllten: Das Limburger Volkslied: „Wo in dem dunkelgrünen Eichenwald die Nachtigall singt“, und das Roermonder Volkslied mit dem Refrain: „Da ist meine Vaterstadt, mein altes vertrautes Roermond“. Vor allem sangen wir Lieder, in denen die Worte: „Königin“, „Oranje“ und „Vaterland“ vorkamen. Das waren provozierende Lieder, aber wir wussten, dass sie 3000 Männer nicht so einfach zum Schweigen bringen konnten. So sangen wir unsere Ohnmacht und unseren Kummer aus uns heraus. Und das tat gut! Unsere Nationalhymne konnten wir nicht singen, denn die ist eigentlich ein Gebet, so wie die Englische Hymne. In einem Gebet ist keine Marschmusik. Außerdem hätten wir in unserem damaligen Zustand die erste Strophe nicht aus unseren Kehlen heraus bekommen: „Bin ich von deutschem Blut...“

Am folgenden Tag lief die Herde wieder nach Vohwinkel zum Rangierbahnhof, um die Trümmer, die von dem Bombardement von vorgestern übrig geblieben waren, aufzuräumen. Ich sah, wie man auf listige Weise Sabotage betrieb. Man lief nicht, man schlich daher. Man trug jedes Mal nur ein Stückchen Schutt, wie klein auch.

Mich traf das Los, dass ich von einem Werkschutzmann der Reichsbahn in dunkelgrüner Uniform ausgewählt wurde aus den 3000, um in einem Waggon in einem Kanonenofen ein Feuer anzuzünden. Ich hatte noch nie einen Ofen angemacht. Meine Mutter machte das zu Hause mit Papier. Aber Papier gab es in dem Waggon nicht und ich bekam nur ein paar Streichhölzer. Das Holz war feucht, nach langem Probieren hatte ich ein erbärmliches Feuerchen entfacht. Der Werkschutzmann kam herein und sah nicht sehr fröhlich aus, weil es noch so kalt war. Er sagte nichts, öffnete ein Paket mit Butterbrot und aß die auf. Ich schaute zu ihm hin, aber es half nichts. Als er seine Butterbrote auf hatte, musste ich mit ihm nach draußen und bekam einen schweren Schraubenschlüssel in die Hand gedrückt, der mehr als einen Meter lang war, um Schrauben und Muttern von den Schienen, die durch das Bombardement verbogen waren, zu lösen. Aber das glückte mir nicht. Ich erinnere mich noch, dass das Eisen an meinen Handschuhen festklebte von dem Frost. Er sah, dass ich das nicht konnte, und trat mit seinem Schuh gegen den Schlüssel. So bekam er die Schraube ein wenig los. Um mir das beizubringen, tat er das auch noch mit anderen Schienen, die in der Nähe lagen, bis sie alle los waren, und ich sie nur noch abzdrehen brauchte. Das war nicht schwer. Den Rest des Tages tat ich nur noch so, als ob ich arbeitete. Aber das war noch ermüdender als wirklich zu arbeiten.

Am folgenden Tag liefen wir nicht nach Vohwinkel, sondern zum Bahnhof Sonnborn und stiegen dort alle in einen normalen Zug nach Vohwinkel. Wir hätten da leicht weglaufen können, aber mein Vater und ich wussten nicht, wie wir das machen sollten. Wir waren körperlich zu schwach, um so weit laufen zu können. Und wenn wir lebend Roermond erreicht hätten, wäre dann nicht noch die Todesdrohung des Abschnittskommandanten gültig gewesen? Also blieben wir. Wir waren gerade da, als Luftalarm kam. Vater und ich flüchteten in das Bahnhofsgebäude, aber wir gingen nicht in den Luftschutzraum, sondern eine Treppe nach oben, denn dort würde niemand sein. Wir fanden Behälter mit der Aufschrift „Löschwasser“.

Was für ein Glück, konnten wir doch endlich unser Gesicht und unsere Hände waschen. Das hatten wir genauso nötig wie Essen.

Ich denke, dass es an einem Sonntag war, an dem wir nicht arbeiten mussten, aber wir mussten antreten. Auf einem Podest stand jemand, der verschiedene Berufsgruppen aufrief, wie z.B. Maurer, Automonteurs, Anstreicher, Frisöre usw. Die Menschen, die das betraf, stellten sich zusammen und sind später wegmarschiert. Vater und ich hatten einen solchen Beruf nicht, also blieben wir. Das bedeutete, dass wir am folgenden Tag wieder mit der Meute auf den Weg mussten.

Inzwischen hatte ich eines Abends am Rand des Lagers die Toiletten gefunden, ein hölzerner Verschlag mit einem Dach und mit drei Wänden. In Kniehöhe war ein langer horizontaler Balken darin angebracht. Dort konnte eine Reihe von Menschen neben einander sitzend die Toilette benutzen. Ich war dort an diesem Abend zum Glück allein. Im schwachen Licht eines Glühlämpchens sah ich, dass der Balken voll war mit gefrorenen Exkrementen. Dieser Anblick von Schmutz wurde etwas abgemildert durch die Aussicht von den Toiletten aus. Das war eine Idylle. Im Vordergrund dick verschneite Äste von Bäumen, die durch den hellen Mond beschienen wurden. Dahinter konnte ich auf ein Rangiergelände schauen mit Reihen von Waggons, auch dick beschneit. Es war so still wie es nur im Schnee still sein kann. Ein wenig Geräusch kam von den Lokomotiven, die leise vor sich hin schnauften.

Es wird der 11. Januar gewesen sein, dass wir in Barmen eingesetzt wurden, um mit Hacken Eis aus den Straßenbahngleisen zu schlagen, Vater und ich begannen an einer Stelle der Straßenbahn nahe bei einer Haltestelle der Schwebbahn. Immer wenn wir ein Stück eisfrei hatten, liefen nach vorne an den Kopf der Reihe, um dort wieder Eis zu hacken. Während dieses Weges bekam ich die Gelegenheit, all meine Leidensgenossen zu sehen. Ich erinnere mich an die Patres meiner Grundschule, gekleidet in ihren schwarzen Kutten, wie sie dort hackten.

Einmal kam Luftalarm, jeder flüchtete, ich weiß nicht wohin. Wieder kamen keine Flugzeuge. Nach dem Alarm, als es wieder sicher war, geschah für uns ein Wunder. Mein Onkel, der älteste Bruder meiner Mutter, kam auf uns zu gelaufen. Er war Anfang Dezember in Roermond durch eine Patrouille gefasst und nach Deutschland gebracht worden. Meine Tante mit sechs Kindern war zurück geblieben. Seine Schwiegermutter, die mit in seinem Haus wohnte, war einige Tage nach seiner Verhaftung gestorben. In Deutschland wurde er nach einigen Tagen durch einen sehr menschlichen Mann aufgenommen, dem Chef der Bahnhofskasse in Remscheid-Lennep. Dieser hatte mit meinem Onkel zu tun. Als sie hörten, dass die deportierten Männer aus Roermond irgendwo im Ruhrgebiet sein sollten, hatte er meinen Onkel ermutigt, diese Menschen zu holen. Ich sehe ihn noch da stehen, der Mann mit dem schwarzen Hut und den rot umränderten Augen.

Teil 3

Remscheid-Lennep

Zwei Tage später, also am 13. Januar, kamen wir in Remscheid-Lennep an. Mit einem roten vorläufigen Fremdenpass, ausgestellt im Lager Varresbeck. Von da an war unser Schicksal nicht mehr repräsentativ für das der anderen Deportierten in Varresbeck.

Auch hier war wie an verschiedenen anderen Stellen entlang des Schienenweges mit großen gotischen Buchstaben in weißer Farbe auf die Mauern gemalt: "Räder müssen rollen für den Sieg!"

Untergebracht wurden wir im Eisenbahnerheim in der Ringstraße 1 und wir bekamen eine gelbe Lebensmittelkarte (für Ausländer) und eine Armbinde mit die Aufschrift "Im Dienst der Deutschen Reichsbahn". Die habe ich bis heute als Andenken aufbewahrt. In der Gepäckabfertigung, wo ich meine Arbeit angewiesen bekam, arbeiteten auch einige Jungen und Mädchen von Mittelschulen, die durch die Kriegseinwirkungen keinen Unterricht mehr hatten. Für mich war es toll, mit Altersgenossen Kontakt zu haben. Wir sprachen viel darüber, was wir in der Schule gelernt hatten. Sie fanden es schön, dass ich das Gedicht "Der Erbkönig" auswendig konnte. Gespräche über Politik wurden vermieden. Ein falsches Wort über den Krieg konnte fatale Folgen haben.

Dort arbeiteten auch einige Russen, darunter ein alter Man mit einem langen Bart. Sie mussten Karren mit Frachtgut zu den Zügen ziehen; ich musste hinterher laufen und ihnen auf Russisch zurufen, ob sie nach links oder nach rechts mussten. Es gab damals noch ziemlich viel Güterverkehr, denn Lennep war ein Eisenbahnknotenpunkt und ich musste alle Bahnstationen die an den Strecken lagen auswendig lernen.

Anscheinend hatte man bemerkt, dass ich trotz der Kälte keine Mütze trug. Damals trugen nämlich alle Jungen in Deutschland eine Mütze. In den Niederlanden war das nicht so gebräuchlich. Also brachte man eine Mütze, eine blaue Eisenbahnermütze mit Kokarde und Adler mit Hakenkreuz. Man hatte dafür gesammelt. Ich war damit sofort nicht glücklich, weil ein Adler mit Hakenkreuz darauf prangte. Ich hätte mich schämen müssen, hätte ich sie getragen. Aber man hatte ein Nachsehen mit mir; ich durfte das Emblem von der Mütze entfernen.

Es kamen Züge aus Ostdeutschland mit Flüchtlingen. Beklagenswerte Menschen, die meist merkwürdige Dinge bei sich hatten wie Vogelkäfige, Schürhaken, Töpfe und Puppenwagen .

Wenn der Himmel klar war, sahen wir manchmal einen weißen Kondensstreifen. Man sagte, dass es eine V2 war. Später sahen wir die nicht mehr. Stattdessen kamen die Thunderbolts und Lightnings, um den Bahnhof zu beschießen. Anfangs kam das nicht so oft vor, später war es an der Tagesordnung. Bei einem der ersten Male, dass wir zum Schutzbunker liefen, warf mich jemand von hinten um, so dass ich auf den Bahnsteig fiel. Gerade noch rechtzeitig. Die Geschosse schlugen in einer Mauer rechts von mir ein und trafen auch die Lokomotive auf den Schienen links von mir, die begann zu zischen, weil ihr Dampfkessel getroffen war. Die Folgen von meinem Fall waren, dass meine Hose am Knie ein Loch hatte und dass die Klappe

von meiner Mütze abgerissen war. Ich bekam von der Bahn eine alte Baumwollarbeitshose. Meine eigene Hose wurde zur Reparatur zum Gefängnis von Lüttringhausen gebracht. Die Klappe konnte ich selbst mit Zwirn wieder annähen.

Mitte März hörte ich in der Ferne Donnern, als ob es ein Gewitter sei: die Front.! Unsere Befreiung kam näher! Es wurde jeden Tag ein wenig mehr. Aber es gab auch Tage, an denen ich nichts hörte. Und dann fühlte ich mich traurig.

Noch ging das Leben in Lennep seinen gewohnten Gang. Im Kino lief der Film „Die Frau meiner Träume“ mit Marika Röck. Der Kaufhof (?) war geöffnet und wir aßen einige Male im Kölner Hof. Sonntags, als wir Arbeitsfrei hatten, gingen wir zur Kirche, wo die Kommunion manchmal durch einen Militärpfarrer in Offiziersuniform mit einer Stola um ausgeteilt wurde. Für mich war das ein bizarres Schauspiel: so als ob der Teufel die Kommunion austeilte.

Am Beginn unseres Aufenthaltes in Lennep hatten wir einen Brief nach Hause geschrieben, allerdings kaum mit der Hoffnung, dass er die Front erreichen sollte. Nun bekamen wir auf einmal eine Antwort. Meine Mutter wohnte mit meinem jüngsten Brüderchen (2 Jahre) bei einer Familie in Leeuwarden (Friesland). Die anderen Kinder hatte sie weggeben müssen, die waren bei zwei anderen Familien aufgenommen worden. Das Haus in Roermond war herrenlos zurück geblieben.

Der Beschuss und die Bombardierungen wurden nun häufiger. Das Eisenbahnerheim stand oben am Rande eines zum Teil eingeebneten Hügels. Am Fuße des Hügels war der Lokschuppen mit einer von oben gut sichtbaren Drehscheibe. Am Tage, wenn wir keinen Dienst hatten, durften wir dort nicht bleiben. Wir fanden dann Schutz in einem Raum in einem Pfeiler einer Autobahnbrücke, die Autobahn war damals im Bau. Von dort konnten wir am Samstag, dem 24. März sehen, wie eine Bombe unser Eisenbahnerheim traf. Das war das Ende unseres Aufenthaltes dort. Einige von unseren Sachen waren beschädigt und unbrauchbar geworden. Man riet uns, zur Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt zu gehen und dort um Hilfe zu bitten. Wir wussten, dass wir uns damit in die Höhle des Löwen begeben mussten, denn dort waren echte Nazis, in braunen Uniformen, die bestimmt nicht nett sein würden zu Ausländern. Doch wir wurden dort registriert und bekamen Hilfe. Ich weiß nicht mehr genau was, ich meine, es war Geld und Warengutscheine.

Schlimmer war, dass wir nun keine Bleibe mehr hatten. Mit der Leitung des Bahnhofs wurde abgesprochen, dass wir uns ab sofort tagsüber in dem Pfeiler der Autobahn aufhalten sollten und dass wir nachts zum Schlafen in einen Schuppen gehen sollten, der nun auf dem Bahnhofs Gelände aufgebaut wurde und in dem am Tage die Fahrkartenausgabe war. In diesem Schuppen ist mein Vater innerhalb weniger Tage durch den Durchzug ernsthaft krank geworden: Er sollte im Krankenhaus aufgenommen werden, aber er verweigerte das, weil, wie er sagte, er bei mir bleiben wollte. Als ich das hörte, wurde ich verzweifelt und auch böse. Im Krankenhaus hätte er eine gute Versorgung bekommen können und er wäre dort auch vor den Flugzeugen sicher gewesen. Was hätte ich meiner Mutter sagen müssen, wenn es zum schlimmsten gekommen wäre. Aber wie es meistens ist, wenn die Not am größten, ist die Rettung nahe bei. Die Rettung kam durch die Sekretärin des Bahnhofsvorstehers. Sie wollte

meinen Vater in ihrer Wohnung, wo sie mit ihrer Mutter, ihrem Vater und der Schwester wohnte, einer Wohnung, die schon von den Bomben beschädigt war, versorgen.

Ein Mitarbeiter des Bahnhofs bot meinem Onkel und mir und zwei andern, die auch ausgebombt waren, sein Haus an, das auch bombardiert, aber teilweise noch bewohnbar war. Er wohnte mit seiner Frau doch bei seiner Familie. Das Haus lag an einem Feldweg, der links am Ende der Ringstraße begann. Von dort aus konnte man über das freie Feld schauen. Rechts war der Wasserturm von Lüttringhausen zu sehen und links die Autobahn, die im Bau war. Nach ein paar Wochen hatte sich mein Vater so weit erholt, dass er bei uns wohnen konnte.

Mit der Zeit saßen wir immer mehr und immer länger im Bahnhofsbunker. Dort waren auch Leute aus der Nachbarschaft mit ihren Kindern, die sie aus dem Schlaf geholt hatten. Es wurde so voll in dem Keller, dass wir Jüngeren keinen Sitzplatz mehr fanden. Wir lehnten uns dann gegen die Mauer. Ich stand meist mit dem Kopf gegen ein Telefon, das dort an der Wand hing. Und bin dort mehrere Male stehend in den Schlaf gefallen. In diesem Durcheinander lief auch ein Radio, das die Position der anfliegenden Bombengeschwader meldete und bei einer Unterbrechung ein laut tickendes Geräusch von sich gab. Ich weiß noch, dass neben dem Telefon ein kleines Schild befestigt war: "Vorsicht, Feind hört mit!".

Tatsächlich ist Lennep nie in der Nacht bombardiert worden, sondern über Tag. Wenn eine Bombe in der Nähe fiel, kamen kleine Staubwolken aus den Mauern und der Decke. Ich dachte: Nun sind hier alle Menschen gleich, wir sterben zusammen oder wir überleben dies hier zusammen.

Dienstag, den 3. April wäre ich auf dem Weg zum Frühdienst bei-nahe ertrunken. Die ganze Nacht über hatte es geregnet und ich musste, wie gewöhnlich, durch eine Bahnunterführung. Dort standen Regenfützen. Ich lief nichts ahnend dadurch, als ich plötzlich in ein tiefes Loch fiel, ich ging vollkommen unter. Es dauerte eine Weile, bevor ich wusste, was oben und was unten war. Als ich mühsam aus dem Wasser heraus gekrochen war, bin ich zitternd vor Nässe nach Hause gegangen. Mein Vater sah, dass ich blutete, besonders auf meiner Nase. Ich hatte meine Brille, meine Mütze und meine Butterbrote verloren. Mein Vater hat alles später wieder gefunden. Im Krankenhaus stellte man fest, dass ich nichts gebrochen hatte. Nur die Narben würden bleiben. Das Loch, in das ich gefallen war, war einen Tag vorher durch den Volkssturm gegraben worden. Wir hatten das nicht gesehen.

Am 13. April fuhr am Abend eine Pferdekarre mit Soldaten an unserem Haus vorbei. Wir schauten aus dem Fenster. Als sie uns sahen, fragten sie, ob wir Zivilkleidung hätten. Die wollten sie gegen eine Schreibmaschine eintauschen. Die Schreibmaschine hätte ich wohl gerne gehabt, aber Zivilkleidung hatte ich nicht. Ein Heizer, der bei uns wohnte, brauchte seinen Overall nicht mehr. Den habe ich damals gegen einen Kasten mit einer beinahe neuen Olivettischreibmaschine eingetauscht.

Am folgenden Tag, Samstag, der 14. April sahen wir von unserem Fenster aus kleine niedrige Autos langsam über den Verbindungsweg nach Lüttringhausen fahren. Eins davon stoppte

und Leucht-spurmuniton wurde zur Spitze des Wasserturms geschossen. Das war unsere Befreiung!

Links über die Wiesen kam eine Gruppe deutscher Soldaten her-angelaufen mit einer weißen Fahne. Ein Jeep auf dem Verbindungsweg nach Lüttringhausen stoppte und jemand lief den Soldaten entgegen, unterwegs bedeutete er, dass die Hände hoch mussten.

Abends hörten wir in der Ferne Hilferufe. Russische Zwangsarbeiter waren aus ihren Lagern gekommen und überfielen die Bauern. Der Stationsvorsteher wohnte am Rand von Lennep. Er hatte die Hilferufe auch gehört und fragte, ob mein Vater, mein Onkel und ich von nun an nachts bei seiner Familie in sein Haus zum Schlafen kommen wollten. Wir bekamen das Ehebett. Diesen Abend waren wir dort und die Hilferufe begannen wieder. Ich bin damals trotz Sperrstunde durch die Dunkelheit zum Polizeibüro gelaufen. Man konnte mir da nicht helfen. Also unverrichteter Dinge wieder zurück zur Familie. Wir standen alle draußen, als wir einen amerikanischen Soldaten herankommen sahen mit einer Anzahl Menschen um sich herum. Ich sprach ihn an und versuchte in meinem Schulenglisch ihm zu erklären, was da vor sich ging. Da hatte ich aber Pech gehabt. Er war total betrunken und mit Alkohol abgefüllt durch die Russen, die um ihn herum liefen. Er fragte, wer ich sei. Ich sagte: "I'm a Dutchman". Das ist das englische Wort für "Niederländer". Das war nun ganz falsch. Er schrie mich in Englisch an: „ Du bist ein Deutschmann, du bist für Hitler und Göbbels. Du wirst diese Nacht noch sterben!“. Und er richtete seine Pistole auf mich. Die Frau von meinem Chef fragte ihn, ob er Kaffee wollte. Klar wollte er das. Sicher als er ihren kleinen Sohn sah. Der ähnelte seinem Sohn. Anstelle einer Kugel bekam ich eine Zigarette von ihm. Ich hatte noch nie geraucht.

Von der Zeit nach der Befreiung habe ich noch in Erinnerung, dass man auf der Straße Parteiabzeichen und Nadeln von HJ und BDM, fand die man weggeworfen hatte. Die von der HJ waren schön, aber ich wagte es nicht, sie mitzunehmen. Ich fürchtete, dass ich mich damit verdächtig gemacht hätte, wenn man sie bei mir gefunden hätte.

Bis zum 21 Mai haben wir noch warten müssen, bis wir nach Hause zurückkehren durften.

Meine Mutter, meine Brüder und Schwestern waren erst einige Tage aus Friesland zurück. Mutter war ziemlich abgemagert. Unser Haus war nicht sehr beschädigt, aber vieles war gestohlen, weil in die vergangenen Monaten die Haustür nicht abgeschlossen gewesen war.

Vom Bischöflichen College bekam ich alle Hilfe, um das verlorene fünfte Schuljahr des Gymnasiums in drei Monaten mit Erfolg abzuschließen. So konnte ich in 1946 in der normalen Zeit mein Abitur machen.

Später wurde klar, dass für mich die Kriegszeit noch nicht vorbei war. Ich musste wieder von meiner Familie Abschied nehmen und zum Militärdienst nach Indonesien gehen.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, mein Bericht ist zu ende. Ich danke Ihnen, dass Sie mir zugehört haben.